Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 35 (1959-1960)
Heft: 5

Artikel: Wie ich Zauberer wurde und es 40 Jahre geblieben bin
Autor: Eiberle, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073349

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WIE ICH ZAUBERER WURDE UND ES 40 JAHRE GEBLIEBEN BIN

von E. Eiberle

Die magische Ader wurde mir wohl schon als Embryo zuteil. Meine Mutter war nämlich Spiritistin, und soweit ich überhaupt zurück denken kann, war bei uns diesbezüglich immer etwas los. Ich war damals noch ganz klein, aber ich kann mich noch genau erinnern, wie oftmals zwei Frauen zu uns auf Besuch kamen und dann mit meiner Mutter um ein rundes Tischchen saßen, das sich «von selbst» bewegte und über dem Boden schwebte. Auch Klopftöne hörte man. Mich erfaßte dann immer ein Gefühl von ängstlichem Gwunder. Des weiteren war meine Mutter scheinbar befähigt, sich selber in eine Art Trance zu versetzen. Wenn sie dann in diesem Zustand sprach, tönte ihre Stimme nicht mehr wie sonst, sondern es klang, wie wenn ein Mann mit Baßstimme ge-

sprochen hätte. War eines in der Familie krank, erteilte sie in solcher Trance Anweisungen, was zu machen sei. Andere Male hatten ihre Worte mehr prophetischen Inhalt oder deuteten Gespräche mit Geistern an. Auch litt meine Mutter, zum mindesten im letzten Lebensjahr, unter Halluzinationen.

Eines Tages geschah folgendes: Es war im Jahre 1903, Mitte März, an einem Samstagnachmittag. Mein Vater saß im Hausgang unten auf der Treppe und kämmte dem Hund das Fell. Ich stand dabei und hielt das Tier am Halsband. Draußen ging ein kalter Wind über die schneeige Landschaft, weshalb diese allwöchentliche Prozedur, statt im Freien, heute im Hausgang stattfand. Die Haustüre war geschlossen, die Stubentüre am anderen Ende des Ganges leicht geöffnet. In der Stube befanden sich die Mutter und mein Bruder. Als nun der Vater mit dem Kämmen des Hundefells fertig war, gab er mir eine Handvoll ausgekämmter Haare mit dem Auftrag, diese hinter dem Haus in die Abfallgrube zu werfen. Ich öffnete die Haustüre und ... schrecke zurück: steht da wahrhaftig vor mir auf der Türschwelle ein Rabe! Logisch wäre nun doch gewesen, wenn der Vogel sofort Reißaus genommen und davongeflogen wäre. Aber nein: wie Einlaß heischend, schrie er laut raah-raah und lief dann ruhig und zielbewußt an uns und dem Hund vorbei, dem Gang entlang direkt in die Stube. Dort flog er auf den Tisch, dann auf die Nähmaschine, ließ wiederum laut sein Raah-raah ertönen und wanderte darauf ebenso ruhig und stolz wie er gekommen war, wieder ins Freie, um nun erst fortzufliegen.

Wir waren über diesen merkwürdigen Besuch begreiflicherweise alle sehr erstaunt und nicht wenig erschreckt. Auch der Hund duckte sich, was wir später nicht begreifen konnten. Es herrschte eine seltsame Stimmung, und als der Bann zu weichen begann, hörte ich auch schon meine Mutter sagen: «Wenn das nur nicht ein Unglück bedeutet ... man sagt doch ... ja, ja ... ich bin ganz sicher ... das bedeutet einen Todesfall!»

Da lachte der Vater. Das sei dummes Zeug, erklärte er, der Vogel habe sich ganz einfach verirrt. Bestimmt habe er sich bei uns nur wärmen wollen, scherzte er und versuchte damit die weinende Mutter auf andere Gedanken zu bringen. Aber das war schwer möglich, uns allen ging die Sache zu sehr im Kopf herum.

Das tragische Ende ist bald erzählt. Schon am andern Tag klagte meine Mutter über heftige Kopfschmerzen und ging früher als sonst zu Bett. Sie hat es nicht mehr verlassen! Es muß eine Art Gehirnentzündung gewesen sein. Der Arzt rückte der Krankheit mit Eisbeutel und Blutegel zu Leibe, aber umsonst. Nach etwa drei Wochen wurde meine Mutter am 5. April im Alter von erst 28 Jahren zu Grabe getragen. Ich war damals acht Jahre alt, erinnere mich aber noch heute, nach bald 60 Jahren, an jede Einzelheit. Gar oft habe ich über diesen Vorfall nachgedacht, aber nie eine plausible Erklärung gefunden. Wie in aller Welt kam der sonst so scheue Rabe dazu, an Hund und Menschen vorbei, durch den Gang in die Stube zu wandern? Und nicht etwa von etwas gehetzt, sondern mit einer Ruhe und Selbstverständlichkeit, mit einer zielbewußten Haltung, wie wenn er sich einer Mission bewußt gewesen wäre. Es kann doch fast gar nicht anders sein, als daß hier Übersinnliches mitgespielt hat. Wer will mir das Rätsel lösen?

Gewiß ist es wenig verwunderlich, daß diese und andere sonderbare Jugenderlebnisse sich unauslöschlich in das empfängliche Kinderherz eingeprägt haben. Ein leicht gruseliges Interesse für Übersinnliches, ein Drang, mich mit Geheimnisvollem zu befassen, ist mir davon geblieben. Meine ersten Zaubertaten waren indessen höchst einfacher Art. Ich führte sie mit einem Zauberkasten aus, den mir mein Götti auf meinen Wunsch zu Weihnachten geschenkt hatte. Und schon damals gab ich im Walde meinen Spielkollegen kleine «Vorstellungen» gegen Eintritt von einem Rappen, einem Süßholzstengel, einem Bonbon, nicht wenig stolz darauf, bewundert zu werden und etwas zu können, das die andern nicht konnten!

Vom sechsten und siebenten Buch Mosis

Doch nun kamen strenge Schuljahre. Zuerst noch daheim. Dann aber heiratete mein Vater wieder, und ich wurde in ein Institut am Fuße des Moléson geschickt. Dort verbrachte ich drei Jahre, die ich zu den schönsten meines Lebens zähle. Es herrschte wohl strenge Disziplin, aber die Vorgesetzten waren gerecht und wohlwollend. Auch diese Zeit ging vorbei, und dann war es eben eines Tages so weit, daß

ich auf eigenen Füßen stehen und mein Brot selber verdienen mußte. Mein erster Arbeitsplatz war in Lausanne. Im Oktober 1911 gastierte im Theater Lumen der berühmte Zauberer Chevalier Thorn. Sofort erwachten die in meinem Unterbewußtsein schlummernden Erinnerungen, und ich war einer der ersten an der Abendkasse! Was ich da sah, machte auf mich einen überwältigenden Eindruck: Also so etwas war auf der Welt möglich? Daß dabei irgendwie übernatürliche Kräfte mitwirkten, davon war ich fest überzeugt.

Von jenem Tage an begann ich zu «spinnen», wie meine Umgebung sagte. Ich verschaffte mir das sogenannte «6. und 7. Buch Mosis» und machte mich mittels der darin enthaltenen Anweisungen an meine ersten eigenen Experimente. Ich versuchte nach den Rezepten dieses Prachtswerkes zu fliegen, mich unsichtbar zu machen, Lehm in Gold zu verwandeln und anderen Unsinn. Aber allein schon die Anleitungen sorgten dafür, daß man gleich am Anfang stecken blieb. Oder versuchen doch Sie, verehrter Leser, einmal, in einer mondlosen Nacht eine Eibischwurzel auszugraben, damit an einem Freitag, den 13., eine Stunde vor Mitternacht, mitten in eine Straßenkreuzung zu stehen, wo im Umkreis von drei Meilen kein Haus und kein Licht sein darf, dann mit schwarzer Kreide (Holzkohle) einen Kreis auf den Boden zu zeichnen, sich in diesen Kreis zu stellen, dreimal einen pseudolateinischen Spruch zu sprechen, jedesmal etwas lauter, und dann mit der Eibischwurzel in der Hand abzuwarten bis Ihnen ein Geist erscheint und Sie belehrt und sich mit Ihnen für große Zaubertaten verbündet!

Nein, damit war nichts anzufangen. Und doch, davon war ich überzeugt, mußte es irgend einen Weg geben, um mit Geistern zu verkehren. Ich wollte es riskieren, auch wenn der Teufel selber dabei eine Rolle spielen würde. So sah also mein damaliger Geisteszustand aus.

Da wollte es der Zufall, daß ich durch ein weiteres Ereignis in meinen Ansichten noch bestärkt wurde. Wenige Wochen nach Chevalier Thorn kam nämlich die zur Zeit wohl größte Zauberschau der Welt, Door Leblanc, zu einem Gastspiel in das Stadttheater in Lausanne. Door Leblanc überbot alles Dagewesene. Schon die Reklame war faszinierend, die Ausstattung märchenhaft und das phantastische Programm derart großartig, wie man es

WOHER STAMMT DIESES WORT?

Gine, geine, guene

«Lueg, a dym Schue isch d Naat uufggange, er *ginet.*» Er ginet, d. h. an der defekten Stelle klafft das Leder auseinander. Mit *gine* ist *geine* verwandt; der Gähnende reißt den Mund auf, so daß die Kiefer weit auseinanderklaffen.

Es gibt noch einen dritten Mundartausdruck, in dem wir dieses Auseinanderklaffen antreffen. Ein Kind sieht, wie andere allerlei leckere Dinge essen; es schaut mit sehnsüchtigen Blikken zu und öffnet seinen Mund weit: es *guenet.*

Vor Jahrhunderten beleuchtete man den Wohnraum mit Hilfe des Kienspans, eines langen, schmalen Stückes von Fichtenholz, das stark mit Harz durchtränkt war. Da man den Span nicht die ganze Zeit in den Händen halten konnte, steckte man ihn in einen Tonklumpen. Diesem primitiven Lichthalter gab man später die Züge eines menschlichen Kopfes; den Kienspan steckte man in dessen auseinanderklaffenden, gähnenden Mund. Des offenen Mundes wegen nannte man dieses Gerät *Gähnaffe* (Affe = offen). Der Name erhielt sich noch, als man den tönernen Lichtträger längst durch eine Eisenklammer ersetzt hatte. Eine andere Bezeichnung des Geräts war *Maulaffe,* derjenige, der den Mund offen hält (*affe* bedeutet hier *offen,* hat mit Affe nichts zu tun). Maulaffe wurde in der Folge das Scheltwort für denjenigen, der mit weitgeöffnetem Mund dasteht und gafft.

Johannes Honegger

heute nicht mehr sieht. Der Zauberer hatte laut Reklame 50 Angestellte und eigene Eisenbahnwagen. Jene Vorstellung vergesse ich nie. Sie war das Ereignis meines Lebens. Am meisten beeindruckte mich natürlich die «spiritistische» Abteilung des Programms, wo wieder so ein schwebendes Tischlein, wie mir aus der Kinderzeit bekannt war, vorgeführt wurde, nur flog es hier meterhoch in der Luft herum. Aber dann auch die Illusion «La crémation d'une femme vivante»: eine Dame betrat die Bühne und legte sich auf einen in der Mitte stehenden Tisch. Dann wurde sie mit einem weißen Tuch bedeckt und begann alsbald etwa zwei Meter in die Höhe zu schweben. Das Tuch wurde nun angezündet und unter Rauch und einem Höllenlärm sah man schließlich nur noch ein Skelett in der Luft schweben.

Zauberlehrling in Paris

Jetzt war ich fertig, jetzt war ich nicht mehr zu halten! Ich konnte in Erfahrung bringen, daß Door Leblanc in Paris zu Hause sei und dachte mir: wenn der großer Zauberer 50 Angestellte hat, kann er sicherlich auch 51 brauchen, wenn ich ihn recht herzlich darum bitte. Ich wollte dann schon offene Augen haben und nach und nach hinter alles kommen! Und so packte ich meine Siebensachen und fuhr kurz entschlossen, noch in der gleichen Woche nach Paris. Aber ich hatte mir das Ganze doch etwas zu einfach vorgestellt: Door Leblanc war nämlich nirgends zu finden, er sei auf Tournée, hieß es, und komme oft monatelang nicht heim! Tableau!

Nun, ich nahm mein Pech nicht allzu tragisch. Ich war in Paris, und Paris war sehr schön, und der französischen Sprache war ich ja längst mächtig. Mit dem wenigen Geld, das ich besaß, nahm ich einen Chauffeurkurs und studierte Tag und Nacht eifrig den Stadtplan. Die Fahrprüfung war damals kinderleicht und so verdiente ich schon bald als Taxichauffeur mein Leben. Zugleich aber bahnte ich in meiner freien Zeit Verbindungen und Freundschaften mit mehreren Zauberkünstlern an, und meine Ersparnisse trug ich zu Caroli und zu De Verre, Zauberapparatehandlungen, die sich stolz Zauberakademie nannten. So gingen mir bald die Augen auf über die bei der Zauberkunst mitwirkenden «Geister». Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich aber bekennen, daß ich so ganz im Innersten immer noch der Meinung war, daß noch ganz anderes möglich sei, dem ich sicher später auf die Spur kommen werde. Ich hatte nämlich nun auch Bücher über Fakire und Yogis gelesen.

Aber das gehört eigentlich auf ein anderes Blatt! Vorläufig kaufte ich mir immer mehr kleine Apparate und Hilfsmittel und begann ein oder zwei Mal in der Woche abends in Restaurants kleine Vorstellungen zu geben. Bezahlt machte ich mich durch eine Tombola (Los zu 20 Rappen), wobei der Gewinner eine Flasche Wein bekam, die immer der Wirt stiftete. So hatte ich einen Nebenverdienst, der allerdings meist einer Handlung von Zauberapparaten zugute kam.

Plötzlich, von heute auf morgen, erkrankte ich schwer. Es war Poliomyelitis. Nach neun Monaten Krankenlager verließ ich das Spital mit einer bleibenden teilweisen Lähmung beider Beine. An körperliches Arbeiten war vorläufig nicht mehr zu denken. Da kam mir meine Zauberkunst zugute. Ich begann diese beruflich auszuüben und spezialisierte mich auf ausgesprochen humoristische Zauberei. Bei dieser bin ich geblieben. Viel Aufklärung verdanke ich meinem damaligen Zauberfreund Ulyss, der mir einst einen «goldenen» Zauberstab schenkte, den ich noch heute besitze. Auch Door Leblanc lernte ich später persönlich kennen, dem ich meine Geschichte erzählte und mit ihm einen ganzen Abend in einem Café verbrachte.

Zauberer von Beruf

Im Dezember 1915 kam ich als Artist, der sich sehen lassen durfte, in die Schweiz zurück. Mein erstes Engagement war in meiner Vaterstadt Zürich im damaligen «Wintergarten» an der Stampfenbachstraße, unter der Direktion von Seppl Dammhofer. Bald aber ging ich nochmals ins Ausland, diesmal nach Norden, wo wegen des Krieges die Künstler rar und deshalb gesucht waren. In Leipzig machte ich die Bekanntschaft meiner Lebenskameradin, die ich 1921 heiratete.

Seither bin ich in der Schweiz geblieben, die

ich kreuz und quer bereist habe. Meistens gab ich abendfüllende Vorstellungen. Ich habe in über 30 Jahren Hunderttausende meiner Mitmenschen unterhalten. Viele Jahre war ich auch regelmäßiger Gast in den großen Kurorten. Des weitern verpflichteten mich Vereine und Zünfte. Dazu kamen größere Hochzeitgesellschaften und überhaupt Anlässe verschiedenster Art, so daß mein Zauberstab selten zur Ruhe kam.

Eine Sache für sich waren die Kindervorstellungen. Das Herz lacht mir immer noch im Leibe, wenn ich als alter Zauberer an die strahlenden Kinderaugen zurückdenke, die jede meiner Bewegungen verfolgten. Nicht daß es leicht ist, mit einer Schar Kinder fertig zu werden, o nein. Gerade Kinder beobachten sehr gut, sie kennen keine Hemmungen und machen einen Höllenlärm, wenn sie glauben, etwas Verdächtiges entdeckt zu haben. Sie halten aber auch mit ihrer Anerkennung nicht zurück. Als ich einst an einer Klausfeier im Corso in Zürich vor etwa 1200 Kindern zauberte, war die Begeisterung der Kleinen so groß, daß sie regelrecht die Bühne stürmten und die Ordnung nur durch das Schließen des Vorhanges wieder herzustellen war.

De ghört em Tüfel!

Daß man nun bei dem Beruf als Zauberer allerlei erlebt, ist nicht verwunderlich. Als ich einst an einer Chilbi in einem abgelegenen Bergdorf während einer Vorstellung einem Bauern ein Dutzend Wecker aus seinem Hute zauberte, starrte der mich erst eine Weile nichts Gutes verheißend an, sprang dann auf mich los und schrie allen Ernstes: «Schlönd de Siech z tod, de ghört em Tüfel.» Es bedurfte der tatkräftigen Mithilfe des Wirtes und anderer Gäste, um den Mann aus dem Lokal zu befördern, wo er seinen Hut, wie ich später erfuhr, fluchend in ein Tobel warf.

Das erinnert mich an ein Begebnis im toggenburgischen Dorf B. Ich hatte in einem dortigen Saal für den Sonntagabend eine Vorstellung angesagt. Als ich kurz vor Mittag eintraf, fiel mir sofort auf, daß keine Plakate zu sehen waren. Der Wirt klärte mich alsbald dahin auf, er habe die Plakate selber entfernt, ich könne ruhig wieder heimreisen, die Vorstellung könne doch nicht stattfinden: der Pfarrer habe heute von der Kanzel herab den Besuch meiner Vorstellung verboten!

In mir kochte es, und ich lief schnurstracks zum Pfarrhaus, um mir Luft zu machen. Auf mein energisches Läuten hin öffnete sich die Türe und vor mir stand ein alter Herr mit weißen Haaren und gütig blickenden Augen, der mich freundlich nach meinem Begehr fragte. Schon etwas entwaffnet nannte ich meinen Namen und der Pfarrer führte mich in sein Studierzimmer, wo wir Platz nahmen. Als ich ihm die Aussage des Wirtes wiederholte, machte er erstaunte Augen und erklärte: Nein, so sei das nicht. Er habe wohl etwas gegen die immer mehr um sich greifende Vergnügungssucht gesagt, aber dabei keineswegs an meine Vorstellung gedacht, noch weniger diese erwähnt. Wie der Fall aber liege, könnte es nun wirklich möglich sein, daß die Leute seine Worte in diesem Sinne aufgefaßt hätten. Das sei aber nicht seine Absicht gewesen und er werde das sofort wieder gutmachen. Er werde um zwei Uhr in der Christenlehre das deutlich sagen! Mehr noch: er werde heute abend mit dem guten Beispiel vorangehen und selber auch in die Vorstellung kommen! Ich dankte, hing dann meine Plakate eigenhändig wieder an die Fassade des Gasthofes und wartete. Des Pfarrers Empfehlung muß wie ein Lauffeuer durchs Dorf gegangen sein. Am Abend war der Saal überfüllt und mein Erfolg groß. In der Pause suchte mich dann der alte Herr auf. Es sei schön gewesen, aber er sei müde und er müsse nun gehen. Lächelnd fügte er noch bei, er könne ja nun ohne Gewissensbisse schlafen, nachdem alles gut ausgegangen sei!

Erfahrungen mit Dieben

Viel gelacht wurde in Zürich, als via «Scheinwerfer», einem inzwischen längst eingegangenen Skandalblättchen, in die Öffentlichkeit drang, daß ein Anhänger der Langfingerzunft, ausgerechnet mir, dem Zauberer, am hellichten Tag im Tram die Brieftasche gestohlen habe. Die Sache stimmte: Ich hatte am «Central» das überfüllte Tram bestiegen. Am Bahnhof zwängten sich zwei elegant gekleidete Herren an mir vorbei, um auszusteigen. Zu Hause angelangt, bemerkte ich den Verlust meiner

Brieftasche. Erst jetzt erinnerte ich mich daran, daß die Herren, was mir leicht aufgefallen war, etwas mehr Zeit gebraucht hatten, um an mir vorbeizukommen, als nötig gewesen wäre. Geld enthielt die Brieftasche nicht, aber immerhin einige Verträge und Briefe. Ich meldete den Vorfall unverzüglich der Polizei, hörte aber erst nach 14 Tagen wieder davon, als die beiden anläßlich eines ähnlichen Manövers im Bahnhof verhaftet wurden. Es waren zwei Berufstaschendiebe irgendwo aus dem Süden. Dummerweise hatte ich einem Freund das Ganze erzählt, ohne zu ahnen, daß ein Reporter des «Scheinwerfers» am gleichen Wirtshaustisch saß.

Andere Schelme hatten mit mir weniger Erfolg. In Weinfelden mopste mir einst während des Jahrmarkts ein Zuschauer den Zylinderhut, mit dem ich im Verlaufe des Abends in einem Restaurant den «Geldfang» gemacht hatte. Das Kunststück bestand darin, daß ich, den Hut in der Linken, mit der rechten Hand überall Fünfliber erhaschte und in den Hut warf: aus der Luft, aus dem Rockumschlag, aus den Bärten der Männer, aus den Locken der Damen und aus den Nasen der Jungen. Irgend einem Zuschauer muß das mächtig imponiert haben (es ging ihm wahrscheinlich wie mir einst bei Door Leblanc) und er wollte es wohl nachmachen, um schnell reich zu werden. Auf alle Fälle war beim Einpacken am Abend der Zylinder verschwunden. Wenige Tage später kam er aber per Post zurück mit dem Vermerk: Das mit dem Geldfangen sei Schwindel, es sei nicht gegangen! Schade, daß der ehrliche Dieb seine Adresse vergaß, ich hätte ihm sonst den nötigen Zauberspruch mitgeteilt.

In einem Landgasthof erzählte mir einmal der Wirt, während wir zusammen mit seiner Familie und dem Personal nach der Samstag-Vorstellung beim Essen saßen, es sei ihm dieser Tage eine Hundertfrankennote abhanden gekommen, er glaube nicht, daß er sie verloren habe, er glaube etwas anderes. Und dann fragte er mich, ob ich nun diese Note auch wieder herbeizaubern könne? Einfach um etwas zu sagen, antwortete ich: «Natürlich, aber heute bin ich zu müde; ich werde mich dann morgen, am Sonntag, darum kümmern.»

Wer beschreibt mein Erstaunen, als noch spät in der Nacht ein Angestellter des Wirtes weinend und zitternd mir die Hundertfrankennote in mein Zimmer brachte und mich beschwor, ihn nicht zu verraten, er tue sich sonst etwas an. Nun, ich habe ihn nicht verraten: der Gastwirt aber fand andern Tages die Note unter seinem Suppenteller und schwört noch heute, daß ich mehr als Brot essen könne.

Und jetzt?

All das, verehrter Leser, liegt nun schon ein gutes Weilchen zurück. Leider machten sich mit zunehmendem Alter die Auswirkungen meiner Lähmung immer stärker bemerkbar, so daß ich mich entschließen mußte, die berufsmäßige Ausübung der Zauberkunst aufzugeben. Auch zählt man ja mit 65 Lenzen sowieso nicht mehr zu den Jüngsten. Und so verbringe ich denn nun die mir noch gegebenen Tage zurückgezogen und in besinnlicher Ruhe. Aber wenn mitunter ein einstiger Kollege oder ein Zauberamateur mich besucht, dann wachen Erinnerungen auf, und aus dem vorgesehenen kurzen Besuch werden meist Stunden, denn das Zaubern ist wirklich eine unterhaltsame Kunst, und darüber hinaus ist es doch nun einmal so, daß das Wunderbare, von der natürlichen Ordnung der Dinge scheinbar Abweichende, einen Reiz ausübt, dem man sich nur schwer entziehen kann.

Ganz zum Schluß will ich ein kleines Geständnis ablegen. Natürlich weiß niemand besser als ich, daß zur Zauberei wohl sinnreich erfundene Apparate gehören und eine große Geschicklichkeit jener, die diese bedienen, nicht aber die Beherrschung übersinnlicher Kräfte. Die Zauberer nennen sich denn auch heute nur noch Illusionisten. Das steht jedoch meiner Überzeugung nicht im Weg, daß mein Jugendglaube an unerklärliche Geschehnisse und an das Wirken unfaßbarer Kräfte doch mehr als bloße Täuschung war. Ich habe beide damals nur von einer verkehrten Einstellung aus auf einer falschen Ebene gesucht. Mein Irrtum bestand in dem kindischen Unternehmen, das mit unseren Sinnen nicht zu Erfassende in meinen Dienst zwingen zu wollen, statt es staunend zu verehren.